

dtv

Alexander Nehamas

Über Freundschaft

Aus dem Englischen
von Elisabeth Liebl

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Titel der englischen Originalausgabe: 'On Friendship'

© 2016 Alexander Nehamas

First published in the United States by Basic Books,
an imprint of Perseus Books, a division of PBG Publishing LLC,
a subsidiary of Hachette Book Group, Inc.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche,
auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Sabon

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28123-2

Für Tom

Inhalt

Einführung	9
Teil I	
1 »Ein Freund ist ein anderes Selbst« – die aristotelischen Grundlagen	19
2 »Kein anderes Vorbild als sich selbst« – die Herausbildung der modernen Freundschaft	45
3 Eine Grundstruktur der Seele – Freundschaft und die Künste	71
Teil II	
4 »Und so weiter« oder Warum wir unsere Freunde lieben	107
5 »Ohne eine Andeutung von Humor« – eine Freundschaft zerbricht	146
6 Das hohe Gut der Freundschaft	189
Anhang	227
Anmerkungen	229
Dank	275
Bildnachweis	277
Register	279

Einführung

In den letzten Jahren bot sich mir die Gelegenheit, mehr oder weniger regelmäßig in mein Geburtsland Griechenland zu reisen. Diese Aufenthalte waren beruflich bedingt und meist kurz – drei Tage höchstens –, sodass ich stets einen straffen Terminplan hatte. Doch wann immer es möglich war, verbrachte ich in Athen einen Abend in Gesellschaft einer Gruppe von Freunden, die seit unserem Abgang vom Lyzeum vor über fünfzig Jahren eine ganz erstaunliche Beziehung zueinander pflegen.

Die meisten aus dem Freundeskreis wohnten im Internat, ein paar sogar mehr als zehn Jahre. Die Schule stellte hohe Anforderungen, die für die Internatsschüler auch in den Alltag hineinreichten: All unsere Aktivitäten – Aufwachen, Waschen, Essen, Lernen, Schlafen usw. – wurden von der lauten elektrischen Schulglocke reglementiert, die uns gerade genug Zeit ließ, uns auf die nächste Aufgabe vorzubereiten. Wann immer wir zu spät kamen, wurden wir bestraft. Einige der Jungs stammten wie ich aus Athen, wo die Schule ihren Sitz hatte. Andere kamen aus anderen Regionen Griechenlands, nicht wenige aus dem Ausland, wohin ihre Familien aus dem einen oder anderen Grund gezogen waren. So etwas wie Privatsphäre gab es in den Schlafsälen kaum. Wir gehörten alle zum selben Zweig unseres Jahrgangs und standen unter per-

manenter Überwachung. Das hat uns einander nähergebracht. Die Ferien oder Wochenenden verbrachten wir bei einem der Freunde zu Hause – und knüpften starke, dauerhafte Bande der Freundschaft (und pflegten nicht weniger starke, meist allerdings nicht ganz so dauerhafte Zwistigkeiten und Feindschaften).

Diese engagierten und vertrauten Freunde sollten den Großteil ihres Lebens miteinander verbringen. Ich hingegen verließ Athen gleich nach dem Abitur, um in den Vereinigten Staaten zu studieren. Es hat eine Weile gedauert, bevor ich wieder Kontakt zu ihnen aufnahm. Erstaunt stellte ich fest, wie leicht es für mich war, wieder in ihren Kreis einzutauchen und wie entspannt und wohl ich mich dort fühlte. Vielleicht lag es daran, dass ich, während wir einander beschnupperten, bei ihnen Charakterzüge wiedererkannte, die mir schon aus der Schulzeit vertraut waren. Einer, der jetzt Chirurg ist, war schon damals der Spaßvogel der Gruppe. Sein spontaner Sinn für Humor hat sich in all den Jahren kein bisschen verändert. Ein anderer, der das Fliegen liebte, hat einen Sohn, der Pilot bei einer griechischen Fluglinie ist. Ein dritter ist immer noch begeisterter Fan des Fußballclubs, den er schon in seiner Jugend verehrt hat, und verpasst auch heute kein einziges Spiel. Und ich bin sicher, dass auch meine Freunde bestimmte Züge an mir wiedererkannten. Natürlich hat sich jeder von uns auch stark verändert, was in gewisser Weise nicht schlecht ist. Vor allem können wir uns heute gegenseitig schätzen, ohne die Unsicherheiten, die Ressentiments und die Neigung, einander zu übertreffen, die der Jugend eigen sind. Heute gehen wir lockerer miteinander um, sind milder und auch beständiger in unseren Gefühlen, auch wenn sie nicht mehr so dramatisch und leidenschaftlich sind wie einst.¹

Meine Freunde treffen sich regelmäßig, gewöhnlich am Sonntagabend, zum Kartenspielen oder zum Plaudern. Sie gehen miteinander essen, vor allem (aber nicht nur), wenn sie

alte Klassenkameraden aus dem Ausland willkommen heißen (was sie immer tun). Manchmal wird daraus auch eine Einladung nach Hause mit allen Schikanen. Dann sind auch die Frauen, die ebenfalls untereinander befreundet sind, mit von der Partie. Manche verbringen die Ferien gemeinsam, und zwar mit den Familien. Andere sind Paten der Kinder ihrer Freunde. Obwohl sie ursprünglich vielleicht nur Kontakt gehalten haben, um ihre Jugend lebendig zu halten, an die sie (und ich auch) immer noch gern zurückdenken, ist ihre Freundschaft mittlerweile doch mehr als nur die simple Gelegenheit, sich in nostalgischen Stimmungen zu ergehen: Die gemeinsamen Aktivitäten und alles, was mit einem solch engen und dauerhaften Kontakt einhergeht, haben einen umfassenden Einfluss auf ihr Leben und das ihrer Familien ausgeübt und tun das noch heute.

Und wenn ich sage, dass ihre Freundschaft ihr Leben geprägt hat, dann gilt das auch für ihr Selbst. Als mir klar wurde, dass diese Menschen das, was sie geworden sind, zumindest zu einem nicht geringen Teil ihrer Freundschaft verdanken, wurde mir klar, dass Freundschaft, selbst wenn sie von dem Wunsch nach Wiederbelebung einer gemeinsamen Vergangenheit ausgeht, auch einen prägenden Einfluss auf die Zukunft hat. Wer wir sind, bestimmt sich nicht zuletzt an unseren Freunden, die in unserem Leben eine umso wichtigere Rolle spielen, je enger die freundschaftliche Beziehung ausfällt. Unsere Freundschaften leben nicht nur vom Trägheitsmoment. Die Freundschaft meiner Klassenkameraden jedenfalls durchzieht ihr ganzes Leben: Sie erfüllt es. Unsere Freundschaften sind mehr oder weniger verknüpft mit irgend einem anderen Aspekt von uns: Jeder unserer Freunde beeinflusst die Richtung, die unser Leben nimmt, dies natürlich umso mehr, je enger diese Freundschaft sich gestaltet. Und umgekehrt bestimmt die Richtung, die unser Leben jeweils nimmt, wen wir uns zum Freund wählen. Freundschaft ist ein

entscheidender Schritt hin auf das, was wir im Leben aus uns machen.

Ich möchte hier aufzeigen, warum das so ist. Dazu allerdings brauchen wir zunächst ein etwas komplexeres Bild von der Freundschaft als solcher. Freundschaft, und hier ist von enger Freundschaft die Rede, nicht von der von Wahllosigkeit bestimmten Form, wie man sie so leicht etwa auf Facebook knüpft (und die stets den Nachteil haben wird, dass sie Freunde quantifiziert, weil letztlich nur die Menge zählt), ist ein Band, das stets als eines der größten Geschenke des Lebens gepriesen wird, zumindest seit die Menschheit sich darüber Gedanken macht. Als Beispiel mag hier der gelehrte Geistliche Robert Burton dienen, der der Freundschaft auf seine Weise Tribut zollt: »So wie die Sonne ist dem Firmament, so ist die Freundschaft für die Welt – ein höchst göttliches und himmlisches Band. Sie vervollkommenet die Menschheit, wie dies die Liebe tut, und ist der Blutsverwandtschaft vorzuziehen [...] Wer dies dem Menschen nimmt, nimmt alle Freude von ihm, jegliches Glück und Vergnügen, jeglichen Trost, ja jeden wahrhaften Sinn aus der Welt; es ist dies der innigste Bund, die sicherste Übereinkunft, das stärkste Band [...] Ein treuer Freund ist besser als Gold, ein Heilmittel für jedes Unglück, ein einzigartiges Gut.«² Oder der Dichter Ralph Waldo Emerson:

*O Freund, sagt mir mein Busen,
Durch Dich allein wölbet der Himmel sich,
Durch Dich allein ist eine Rose rot,
Alles nimmt edlere Form an durch Dich,
und schaut über die Erde hinaus ...³*

Wie tief Freundschaft ein ganzes Leben beeinflussen kann, zeigen Charlotte Brontës Worte an Ellen Nussey: »Warum müssen wir getrennt werden? Ganz sicher nur, liebe Ellen,

weil wir Gefahr laufen, einander zu sehr zu lieben ... und den Schöpfer aus dem Auge zu verlieren vor lauter Anbetung seines Geschöpfes.«⁴

Diese Haltung geht zurück auf Aristoteles und dessen Ideen zur *philia*, einer Form der Liebe, die im Allgemeinen mit »Freundschaft« gleichgesetzt wird.⁵ *Philia* war für Aristoteles ein großes, reines Gut, ohne das niemand würde leben wollen, ganz egal, was er sonst sein eigen nenne.⁶ Die Tradition, die sich daraus entwickelt hat, hält Freundschaft ebenso für eine der höchsten Gaben des Lebens.

Doch die aristotelische Tradition, die so einflussreich war, dass sie noch heute das herrschende, selten hinterfragte Bild der Freundschaft bestimmt, berücksichtigt die dunklen, schmerzlichen und destruktiven Seiten der Freundschaft nicht. Wenn wir das Lob der Freundschaft singen, vergessen wir gern, dass der freundschaftliche Alltag meist recht trivial ausfällt. Und wir vergessen, wie weh es tut, wenn eine Freundschaft zerbricht. Wir sehen darüber hinweg, dass Freundschaften, selbst gute, mitunter recht schädlich sein können. Und wir übersehen, dass es nicht selten gerade die guten Freundschaften sind, die uns dazu verleiten, in moralischer Hinsicht nicht das Richtige zu tun – weil wir zum Beispiel die Treue zu unserem Freund über unsere Pflicht anderen gegenüber stellen. Das Antlitz der Freundschaft ist, wie ich zu zeigen hoffe, ein Janusgesicht.

Dass sie uns auch in Gefahr bringen oder zur Unmoral verleiten kann, zeigt, wie vielschichtig Freundschaften sein können. Ein weiteres Charakteristikum der Freundschaft wurde mir bewusst, während ich mit meinen Freunden in Athen plauderte. Unsere Begegnungen finden in ganz anderem Rahmen statt als meine sonstigen Beziehungen. So merkte ich schon bald, dass ich mich anders verhalte und anders denke, wenn ich mit ihnen zusammen bin. Obwohl zu meinem Athener Freundeskreis unter anderem Ingenieure, Journalisten

und Manager zählen, sind doch keine »Berufskademiker« darunter. Würde ich mich mit ihnen in der Form unterhalten, wie ich es, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken, ganz selbstverständlich mit meinen Studenten oder Kollegen tue, wäre dies völlig fehl am Platze. Ein Tonfall, eine bestimmte Wortwahl, eine Art, sich auszudrücken, die uns mit manchen Freunden völlig natürlich erscheint, kann anderen gegenüber affektiert, pedantisch oder herablassend wirken. Dinge, die man in dem einen Zusammenhang ohne zu zögern ansprechen würde, büßen in einem anderen ihre Bedeutung ein. Wir passen uns unseren Beziehungen an, und was wir dem einen Freund zeigen, unterscheidet sich beträchtlich von dem, was wir für den anderen sind: »Wir haben so viele Seiten in unserem Charakter, wie wir Freunde besitzen, denen wir sie zeigen können. Ohne mir dessen bewusst zu werden, bemerke ich, dass ich mit einem Freund eher witzig bin, mit dem anderen großzügig und freigebig, mit dem dritten kleinlich und knauserig, weise und ernsthaft mit dem nächsten und schlachtweg frivol mit einem anderen Freund. Überrascht fallen mir diese plötzlichen und erschreckenden Wandlungen meiner selbst auf, wenn ich aus dem Einflussbereich eines Freundes in den eines anderen wechsle.«⁷

Wie unsere Freunde sich in Gesellschaft verhalten, kann uns Anlass geben, sie »weniger zu mögen«: Plötzlich bemerken wir Züge an ihnen, die nicht zutage treten, wenn sie mit uns allein sind, weil es dazu keinen Grund gibt.

Wenn jede Freundschaft jeweils andere Aspekte unseres Selbst zum Vorschein bringt, müssen wir uns fragen, was sich da jeweils unterscheidet. Was ist es denn, was unsere Freunde an uns lieben und was wir unser »Selbst« nennen? Gibt es so etwas überhaupt? Und wenn ja: Ist es nur die Summe all unserer verschiedenen und manchmal widersprüchlichen Züge oder ist es etwas vollkommen anderes als das, was unsere Freunde in uns sehen? Wenn wir also die Doppelgesichtigkeit

der Freundschaft untersuchen, werden wir nicht nur ein realistischeres Bild von ihr selbst gewinnen, sondern sehen uns plötzlich mit einigen der wichtigsten Fragen des Lebens konfrontiert.

Im ersten Teil des Buches wird untersucht, was über die Jahrhunderte hinweg über Freundschaft geschrieben wurde und wie man sie künstlerisch zu fassen gesucht hat. Dabei werden wir feststellen, dass sowohl Philosophie als auch Kunst unsere Wertschätzung der Freundschaft vertiefen. Doch verweisen sie auch auf Merkmale, die bislang noch nicht ausreichend untersucht wurden. Im zweiten Teil hingegen versuche ich, mir auf den janusköpfigen Charakter der Freundschaft meinen höchstpersönlichen Reim zu machen. Ich möchte zeigen, dass trotz der Gefahren und Enttäuschungen, welche die Freundschaft mit sich bringt, also der Kehrseite der freundschaftlichen Medaille, Freundschaft etwas Großartiges ist. Dass beides zutrifft, führt uns zu einem besseren Verständnis der Freundschaft und – da unsere Freundschaften uns zu dem werden lassen, was wir sind – letztlich auch zu einem tieferen Einblick in unser Selbst.

Und natürlich beginnen wir beim Ursprung: bei Aristoteles, dessen Gedanken jeder ernsthaften Untersuchung über die Freundschaft zugrunde liegen.

Teil I

Kapitel 1

»Ein Freund ist ein anderes Selbst« – die aristotelischen Grundlagen

Aristoteles zufolge würde kein Mensch je ohne Freunde leben wollen, selbst wenn ihm alle anderen Güter der Welt zur Verfügung stünden.⁸ Aristoteles schrieb vor sehr langer Zeit – im 4. Jahrhundert v. Chr. –, doch die Zeit hat sein Lob der Freundschaft bisher nicht widerlegt: Freunde mögen Feinde haben, die Freundschaft aber nicht. Manche Menschen sehen ihre Freunde als Spiegel, in dem sie sich selbst auf eine Weise betrachten und erkennen können, wie es ihnen allein kaum möglich wäre.⁹ Andere wiederum sehen das Wesen der Freundschaft in der Möglichkeit, den Freunden gegenüber vollkommen offen zu sein, ja die intimsten Geheimnisse miteinander zu teilen.¹⁰ Und jeder ist sich der indirekten Vorteile einer Freundschaft bewusst. Freunde nämlich sind bereit, einander zu helfen, auf persönlicher, beruflicher und finanzieller Ebene, wenn dies nötig sein sollte. Häufig opfern sie um der Freunde willen selbst ihr eigenes Wohlergehen, manchmal sogar ihr Leben.

Aristoteles hat nicht nur die philosophische Reflexion über die Freundschaft geprägt, sondern auch das, was davon ins allgemeine Verständnis übergegangen ist.¹¹ Es ist diesbezüglich kaum möglich, die Bedeutung des Aristoteles zu überschätzen, da er nicht nur durch seine eigenen Schriften wirkte, sondern auch Ciceros Dialog ›Laelius über die Freundschaft‹

wesentlich beeinflusste, der im Mittelalter viel gelesen wurde, während Aristoteles' Texte zum Teil verschollen waren und erst viel später wieder entdeckt und herausgegeben wurden.¹²

Natürlich gibt es auch zu dem großen Philosophen Gegenpositionen, doch sind dies wenige.¹³ Im Großen und Ganzen – und in einem Ausmaß, das in einem Umfeld, in dem Einhelligkeit in den Ansichten schon als eine Form der Unhöflichkeit gilt, seinesgleichen sucht – stellt sich die philosophische Tradition ganz auf Aristoteles' Seite. Sie übernimmt aus seiner Diskussion der *philia* – was fast immer mit »Freundschaft« übersetzt wird – zwei zentrale Vorstellungen. Erstens, dass Freundschaft ohne Wenn und Aber ein hohes Gut ist, eine makellose Form der Liebe und eine der größten Freuden, die das Leben zu bieten hat. Jedes Leben, in dem Freundschaft eine Rolle spielt, ist ein besseres Leben als eines ohne Freundschaft. Gefährten zu haben ist ein menschliches Grundbedürfnis. Wird dieses nicht erfüllt, verblassen selbst die Freuden des Paradieses, wie John Milton seinen Adam gegenüber Gott klagen lässt, der ihm gerade den Garten Eden zu Füßen gelegt hat:

*Nur wer mit mir soll teilen, seh ich nicht.
Was für ein Glück besteht in Einsamkeit?
Wer kann allein genießen oder wer,
Alles genießend, so zufrieden sein?*¹⁴

David Hume stößt in dasselbe Horn: »Vollständige Einsamkeit ist vielleicht die denkbar größte Strafe, die wir erdulden können. Jede Lust erstirbt, wenn sie allein genossen wird.«¹⁵ Für Ralph Waldo Emerson ist Freundschaft nichts weniger als »eine auserwählte, ja heilige Beziehung, die absolut ist und selbst die Sprache der Liebe gewöhnlich und verdächtig erscheinen lässt, so viel reiner ist sie. Nichts ist so sehr göttlich.«¹⁶